

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Phot. G. H. Noll, Gießen.

## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie in einem Kerker — dachte Eke. So war ihr ganzes Leben hier gewesen, so würde es weiter sein. Wer wußte, wie lange noch. Und wenn wirklich einmal die Freiheit kam, kein fremder Wille sie mehr hier in Gefangenschaft hielt, dann war es zu spät.

Eke von Grund schloß die Augen. Wie um dieser trostlosen Umgebung zu entfliehen. Aber erregt hämmerten die Pulse in ihren Schläfen, jagten sich Bilder durch ihr Hirn.

Es war ihr, als stände sie an eines Schiffes Bord, das eisends dahintrieb, unaufhaltsam. Und schwindendes Land lag dahinten vor ihrem Blick — weit, weit in der Ferne. Immer blässer, immer nebelhafter ward es im Dintreiben. Bald würde es ganz verloren sein — für immer.

Mit einem Ruck stieß Eke von Grund den schweren Sessel zurück und sprang auf. Weg — hinaus! Und sie riß das Fenster auf.

„Kallmann!“

Drüben aus dem Stallgebäude kam der Pferdeknecht.

„Den Boten satteln!“

„Tut mir leid, Fräulein, den hat heut' der Herr mit eingeschpannt im Kürschwagen.“

Ein Horn brante in Eke auf. Konnte man ihr selbst dies Vergnügen nicht einmal lassen? Das einzige, das sie noch hatte!

Sie warf flirrend das Fenster zu. So blieb ihr denn nur das andere noch. Und sie ging zum Klingelzug, drüben neben der Tür. Die Anne-Marie sollte ihr den Lodenmantel bringen und derbes Schuhwerk. Aber auf halbem Wege blieb sie stehen. Ein dumpfes Bohren dröhnte durch die dämmrige Stille. Der eiserne Klopfer draußen am Portal — Besuch. Eine Seltenheit hier im Adligen Hause.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Anne-Marie erschien, ein einfaches Mädchen drunten aus dem Dorf, das sie sich allmählich für ihren persönlichen Dienst herangezogen hatte. Eke sah ihr ohne Erwartung entgegen. Wer würde da auch gekommen sein? Vielleicht der Steiger Hannschmidt von der Grube oder jemand aus dem Ort, der den Amtsvorstand sprechen wollte. Sonst empfing der Oheim ja keine Besuche weiter. Doch da sah sie in der Hand des Mädchens eine Schale mit einer Visitenkarte. Also wirklich ein Fremder. Bewundert griff sie nach dem weißen Blättchen. Gerhard Bertsch — sein Zutrittsbesuch.

Da kam ihr ein leises Lächeln, trotz ihrer Stimmung. Hatte der eine Ahnung von dem Gesellschaftsbedürfnis hier im Adligen Hause! Und von den Empfindungen, die man ihm entgegenbrachte im besonderen!

Aber dann winkte sie dem Mädchen zu, ihn eintreten zu lassen. Und sie aing zur Nische zurück, wo sie vorher

gesessen. Mit ruhigen Bewegungen ordnete sie den Tisch ein wenig, ohne jedes Uebereilen. So schichtete sie noch an einem Stoß Rechnungen, als der Besucher eintrat. Langsam drehte sie sich da nach ihm um, doch blieb sie am Tisch stehen.

Ihr erster Eindruck war ein gewisses Verwundern. Er kam im einfachen Straßenanzuge — sollte das betonte amerikanische Art sein? Absichtliches Vernachlässigen der gesellschaftlichen Formen?

Bertsch schien ihre Gedanken zu erraten, denn indem er sich leicht verneigte, erklärte er:

„Mein Besuch gilt Herrn von Grund als Repräsentanten des Erbfolken. Ich komme in geschäftlicher Angelegenheit.“

„Dann kommen Sie vergeblich — mein Onkel ist nicht anwesend.“

„Das hörte ich schon draußen, aber mir lag daran, zu erfahren, wann er zurückkommt. Ich muß ihn sprechen.“

„Er ist zur Jagd gefahren, schon mit Tagesanbruch. Möglicherweise ist er also zum Frühstück wieder da.“

Ein kurzes Schwanken, dann sagte Bertsch entschlossen:

„Da meine Angelegenheit, wie gesagt, sehr dringlich ist — würden Sie mir wohl erlauben, Ihren Herrn Onkel zu erwarten?“

„Bitte,“ und sie wies auf eine Sitzgelegenheit in der Nähe, wo er stand.

Mit stummem Danke nahm er Platz. Eke wandte sich halb wieder ihrem Tische zu, legte die Wirtschaftsbelege in eine Mappe und verschloß sie. Dann erst ließ auch sie sich in ihrem Sessel in der Nische nieder.

Eine Weile saßen sie so schweigend in dem großen dämmrigen Gemach. Die Entfernung, die auch räumlich zwischen ihnen lag, brachte etwas Hemmendes, Fremdes zwischen sie. Und beide empfanden sie es, und Eke wartete auf das erste Wort von ihm. Doch es kam nicht. Da entschloß sie sich: Wenn er die gesellschaftlichen Formen nun einmal nicht beherrschte, so wollte sie es wenigstens nicht daran fehlen lassen. Und sie brach die Stille:

„Sie waren lange draußen?“

„Vollte zehn Jahre.“

„In Südamerika, wie ich hörte?“

„Ja — in Chile.“

„Sie waren auch dort bergmännisch tätig?“

„Ich war Leiter einer Kupfergrube.“

„Aber es zog Sie nun doch wieder nach der Heimat?“

„Ja.“

Es lag wie ein Ausweichen in dem kurzen Bescheide.

Eke von Grund blickte eine Weile vor sich hin. Dann sagte sie langsam:

„Die Zeit drüben war Ihnen offenbar nur die nötige Vorbereitung für Ihre Aufgaben hier.“

Er faßte sie zum ersten Male fester ins Auge.

„Woher wissen Sie das?“

„Es liegt doch sehr nahe, wenn man Sie kennt.“

„In der Tat, wir kennen uns. Wenn Sie unsere Bekanntschaft als Kinder noch heute gelten lassen wollen.“

„Jedenfalls doch noch insoweit, um mich zu erinnern, daß Sie schon damals recht genau wußten, was Sie wollten.“

„Es scheint, daß dies für andere nicht immer ganz angenehm war?“

„Das mag wohl sein.“

Er lächelte. „Und heute?“

„Wird das kaum anders geworden sein.“

„Alles in allem — man betrachtet also meine Rückkehr hier mit ziemlich gemischten Empfindungen.“

Sie hob leicht die Schultern.

„Wenn man kommt wie Sie, ist man freilich nicht allen willkommen.“

„Wie ich?“

„Au ja, Sie werden es doch nicht bestreiten wollen: Sie bringen uns hier den Kampf!“

Bertschs graue Augen leuchteten auf. Kurz nur. Dann suchten sie ihr Antlitz.

„Und wenn es so wäre — wie dächten Sie darüber?“

„Eines Blick glitt langsam an der massigen, ferklerähnlichen Mauer des Gemachs hin, die mit ihrer Wucht alles Regen hier drinnen erstickend zu wollen schien. Da hob sich ihre Brust in einem tiefen Atem.“

„Kampf ist Leben — ich begrüße alles, was Leben heißt.“

Seine Mienen zeigten Ueberraschung, eine Frage stand darin.

Es entging ihr nicht, und ihr Antlitz überflog es wie Abwehr. Zu viel schon, was sie ihn eben von sich hatte sehen lassen! Mit irgendeinem gleichgültigen Wort wollte sie die Unterhaltung auf die Bahn des Unpersönlichen zurückführen, doch da drang ein Geräusch vom Hof herein. Das Rollen eines Wagens. Sie erhob sich und trat ans Fenster. Nun wandte sie sich ihm wieder zu.

„Der Dunkel — Sie haben Glück.“

„Ob ich das wirklich habe, wird sich jetzt erst erweisen,“ und er stand gleichfalls auf.

Von draußen scholl die dröhnende Stimme des Gutsheeren, der mit Kalbmann schalt. Ein ables Anzeichen! Und Erle von Grund lächelte leise.

„Ja — der Kampf soll nun wohl beginnen.“

„Mag er. Ich bin gerüstet.“

Sie sah zu ihm, der in seiner vollen Größe, straff und aufrecht, da stand, als gälte es, sich einem Gegner mit der Waffe in der Hand zu stellen. Und zum ersten Male ward sie sich dessen bewußt, daß aus dem ungeschlachten Jungen ein echter Mann geworden war. Ein Mann voll Kraft und Selbstgefühl und doch Jugend im blitzenden Auge. Da nickte sie ihm zu.

„Glückauf zum ersten Rencontre!“

Und ging dann hinaus; in der Halle stampfte der schwere Tritt des Heims heran.

Hemmer von Grund war Bertschs Anwesenheit draußen schon von Anne-Marie gemeldet worden. Mit einem Donnerwetter hatte er erwidert. Hungrig von der Jagd erst noch einen Besuch abfertigen? Zum Fenster — was wollte denn der Keel von ihm! Und mit einem ungebärdigen Griff riß er die Tür auf.

„Nun — was ist gefällig?“

Noch den Jagdhut auf dem Kopf, die Büchse über der Schulter, trat der Gutsheer über die Schwelle; ihm nach Tell, der schwere, hochläufige Brauntiger.

Bertsch wandte sich langsam dem Eintretenden zu. Ein kurzes Reigen des Hauptes, dann blieb sein Blick auf der Kopfbedeckung Hemmer von Grund's hängen. Schweigend aber mit Nachdruck.

„Zum Donner —, was wünschen Sie von mir?“

Wütend entfuhr es dem Hausherrn, aber seine Rechte riß jetzt doch den Filz vom Kopf und warf ihn unwirsch auf den Tisch.

Nun erst gab Bertsch Antwort.

„Ich komme, um Ihre Genehmigung einzuholen zu einer Einfahrt in Ihre Grube — in Begleitung des Revierbeamten — nachdem mir diese Erlaubnis von Ihrem Steiger eben verweigert worden ist.“

„So — der Hanns Schmidt hat Sie also nicht reinlassen wollen?“

„Nein, selbst trotz des ausdrücklichen Ersuchens des Bergrats nicht.“

„Recht so!“

Und mit einem kurzen Rucke legte Hemmer von Grund seine Büchse auf den Tisch.

Bertschs Miene blieb unbeweglich.

„Sie billigen also dieses Verhalten Ihres Steigers?“

„Vollkommen.“

„Und wollen mir auch Ihrerseits die Genehmigung verweigern?“

„Allerdings.“

„Auch dann, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß dies Verhalten wider das Recht verstößt?“

„Auch dann.“

„So —.“ Eine Weile betrachtete Bertsch mit unbeirrter Ruhe das Antlitz des Gutsheeren, in dem es grimmig weiterleuchtete. Dann sagte er und ließ jedes Wort hart fallen: „Das heißt — Sie wollen also den Kampf mit mir?“

„Zum Teufel, ja! Wenn Sie es denn durchaus hören wollen.“ Dröhnend brach Hemmer von Grund los. „Oder meinen Sie, wir werden stillhalten, wenn Sie uns das Fell über die Ohren ziehen wollen? Nein, mein Lieber, das ist nicht Landesbrauch hier im Rauhen Grund! Sie scheinen das etwas vergessen zu haben, drüben bei den Pankees. Aber wir wollen's Ihnen wieder in Erinnerung bringen. Und wenn Ihnen das nicht paßt — dann fahren Sie nur hübsch wieder rüber, wo Sie hergekommen sind!“

„Ihre Ratschläge muß ich durchaus ablehnen,“ kühl erwiderte es Bertsch, indem er sich zum Verabschieden aufrichtete. „Im übrigen werden Sie die Folgen dieses Verhaltens mit Ihrer Gewerkschaft zu tragen haben.“

Damit wandte er sich zur Tür.

„Prozessieren Sie nur in Gottes Namen!“ höhnte der Gutsheer ihm nach. „Wir können's abwarten.“

Da blieb Bertsch noch einmal stehen, und aus seinem stahlgrauen Auge zuckte es schneidend.

„Prozessieren, Herr von Grund? Nein — den Gefallen werde ich Ihnen nicht tun. Aber den Kampf sollen Sie haben. Und vielleicht mehr als Ihnen lieb sein wird.“

\*

Es war still heute abend im „Hirschen“. Drüben im Siegen war Kriegerverbandsfest, da war schon am Nachmittag alles hinübergewandert, was nur irgend abkommen konnte.

Marga Reusch sah allein in dem Honoratiorenstübchen. Da kein Gast dort war, hatte sie die Gelegenheit benützt und sich an das Piano gesetzt. Es kam nur selten einmal vor. Meist verbot sich das ja schon aus Rücksicht auf den anwesenden Besuch. Das war eben auch so eine Eigensinnigkeit von ihrem Vater: Hannes Reusch weigerte sich beharrlich, ihr ein eigenes Instrument für ihr Zimmer anzuschaffen. An einem solchen Kasten im Hause wär's grad' genug — und es störte sie ja niemand dort im Herrenstübchen.

So kam sie fast nie mehr zum Spielen. Heute indessen war es einmal so über sie gekommen, und sie sah denn wohl schon eine Stunde lang und musizierte. Leichte, moderne Sachen — all die bekannten Operetten mit ihren schmeichelnden, lodenden Tanzweisen, die in ihrer jungen Brust das geheime Sehnen weckten: Nach der Welt da draußen, nach der Großstadt, wo Abend für Abend das Leben rauschte; ein so wundervoller Strudel von Lust, Glanz, Eleganz und Freiheit, der die Nerven in pridelnder Spannung schwingen ließ. Dort mitgenießen, mitanzügen dürfen, bewundert und umworben werden als eine, die dazu gehörte.

Das war's, was ihr im Innersten klang, unausgesagt, was sie sich mit qualender Phantasie ausmalte, wenn sie schlaflos in ihrem Stübchen zu Bett lag, in den Stunden, wo sie hier längst die lautlose Stille des arbeitsmüden Schlummers umfing, während zu dieser selben Zeit da draußen das Leben erst anging — das herrliche, wonnige Leben der Glücklichen, das allein wert war, gelebt zu werden!

So versunken war Marga Reusch auch jetzt beim Spielen in diese sehnuchtsglühenden Träume, daß sie es ganz überhörte, wie sich hinter ihrem Rücken die Tür öffnete. Karl Steinfelsen war es, und hinter ihm ward für einen Augenblick auch Hannes Reusch's Kopf sichtbar. Aber nun nickte er dem jüngeren Manne nur noch einmal stumm zu, wie in einem Ermutigen, und verschwand dann.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Geigerin.

Skizze von Felix Freiherr von Stenglin.

Die Kaffeetafel war unter den Obstbäumen auf dem Rasen gedeckt. Ein warmer Herbsttag — der zweite Kriegserbst. Wir hatten das Enkelkinderchen der Gastgeber zur Taufe gebracht. Der junge Schwiegersohn war beurlaubt und konnte daheim sein. Am nächsten Tage sollte er wieder hinausgehen. Reich waren die Bäume behangen mit den schönsten Früchten. Es war ein gesegnetes Jahr. Ein Jahr hohen Stolzes, tiefen Leides. Angehörige von fast allen Gassen waren fürs Vaterland gefallen oder verwundet. So war die Stimmung von gedämpfter Heiterkeit. Es lagte niemand, aber alle schmerzte eine Ecke der Erinnerung in ihren Herzen.

Da kam noch eine jugendliche, lichte Gestalt in den Garten, begrüßte das junge Paar, die Eltern und Verwandten. Ich hatte sie gesehen, als sie Kind war, und nachher nicht wieder von ihr gehört. Sie war eine Gespielin der jungen Frau gewesen. Ich hörte, daß sie eine hervorragende Künstlerin geworden sei. Kürzlich erst war sie von einer Kunstreise nach dem Westen zurückgekehrt. Zwischen durch hatte sie in Lazaretten gespielt; auch in dem Vorort, wo wir uns aufhielten, und wo ihre Eltern wohnten, hatte sie die Verwundeten durch ihr Geigenpiel erheitert. Man erzählte daß ein leidenschaftliches Temperament in ihrem Spiel zum Mißbrauch komme, das jeden fortreiße. Ich sah hinüber, eine liebevolle Erscheinung, wenn auch keine blendende Schönheit. Ich stellte sie mir vor, wie sie auf dem Podium stand und mit kühnem Vorgesicht ihrem Instrument jene Töne entlockte, die so manchen entzückt hatten. Gewiß sah sie da schön aus mit ihrer jugendlich kräftigen, mittelgroßen Gestalt, dem schönen, dunkel-blonden Haar, den nicht großen, aber ausdrucksvollen Augen, der kräftigen energischen Nase, deren Flügel, wenn sie lebhaft wurde, leise zitterten. Und wenn sie lachte, lag eine Welt von Sonne in ihren Augen. Ich sah sie im Geiste spielen, ich hörte ihr Klagen, Schlußzen, Klüster, Jubeln.

Die Tafel hatte sich bereits etwas geleert. Ich sah mit dem Hausherrn am Ende des Tisches. Wir plauderten. Die Geigerin sah ein paar Stühle dapon, man redete von gewissen Briefen, die sie erhalten hatte. Es drangen nur einige Gesprächsbrocken zu mir her. Dann sprachen wir zu ihr hinüber. Ein paar Stühle wurden frei, sie rückte nahe zu uns. Nun konnte ich sie genauer betrachten. Wir kamen naturgemäß auf Kunstfragen. Ob sie Lampenlieber habe? fragte ich. Ja, stets, antwortete sie. Ob es ihr auch so gehe, daß sie in der Erregung besser spiele? Das gab sie nur in gewissem Sinne zu. Wenn sie körperlich ganz frisch sei, viele sie nicht so gut wie in einer leichten äußeren Anspannung. Dann gerade erhöhe sich ihr inneres Leben. Alles außer ihr müsse versinken, ihr gleichgültig werden, damit sie sich ganz vertiefe und zu ihren besten Leistungen sammeln könne. Eine Dame tat wieder eine Frage nach den Briefen, von denen vorher die Rede gewesen war. Nun merkte ich auf und ersuhr einiges über das Erlebnis, das mit dem Spiel der Geigerin im Lazarett zusammenhing. Später hab' ich auch einmal die Briefe gesehen, trotzdem die Künstlerin sie eifersüchtig und voller Takt hütete; aber als ich sie sah, hatten die Verhältnisse sich geändert. Was den Briefen sprach die glühendste Verehrung, sie schienen einen stärkeren Eindruck als alle anderen Huldigungen auf das junge Mädchen gemacht zu haben. Der erste gleich war eine Bitte, die das Herz eigentümlich bewegte.

„Verzeihen Sie! Sie verzeihen — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen schreiben, muß Ihnen danken. Ich war unter denen, die Sie im Lazarett durch ihr Spiel beglückt haben. Was ich da empfand, kann ich nicht sagen. Mir ist eine ganz neue Welt aufgegan. Ihre Geige war die Harberin. O, noch einmal! Nur einmal noch! Kommen Sie! Spielen Sie noch einmal! Schenken Sie mir dies Glück! Sie werden mich nicht kennen, aber ich werde Sie sehen, Sie hören dürfen. Wenn ich sterben müßte, ich möchte mir nur eines ansbitten: daß Sie vorher mir ein Lied spielen. Doch ich werde nicht sterben. Wer ich bin? Ein Kriegsfreiwilliger vom Regiment Graf J.“

Mit einem Blumensträußchen hatte der Brief im Briefkasten gesteckt.

Nach dem Konzert kam der zweite. Die Geigerin hatte der Bitte nicht widerstehen können und noch einmal gespielt. Am Tage darauf hatte eine Hausbewohnerin eine verschleierte Dame am Briefkasten gesehen. Sie war so schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Die Geigerin öffnete und fand einen überschwenglichen und manches erklärenden Dank.

„... Sie werden mich nicht verspotten, wenn ich Ihnen sage, daß ich gestern geweint habe. Ach, und dabei müßten Sie mich kennen! Da, was sprach da nur aus Ihrem Spiel? Sehnsucht? Ich glaube. Und ein Herz voll unendlicher Güte. Verzeihen Sie, wenn das etwas gekünstelt klingt, ich drücke mich sonst anders aus. In Hause sagten sie immer, ich sei nicht zu bändigen, und das Leben werde mir noch einmal tüchtig zusetzen. Ich habe so in dampfen Trieben hingelebt, es ging mir anherlich gut, habe genossen, was sich bot, aber das Leben nie sehr gedankt, wenig gelernt, über zarte Regungen gepöppelt. Da kam der Krieg. Mit Begeisterung ging ich hinaus; diese Zeit der Unruhe — das war etwas für mich. Dann aber bin ich zusammengerüttelt worden,

in der Schlacht, bei Entbehrungen und Schrecken und durch gewaltige Empfindungen, die mich packten und nicht losließen. Ich sah, daß es Mächte gab, die über mir standen. Da vector ich all mein Selbstbewußtsein, war wie erstarrt... Hier hat man mir wohlgehan, ich empfand es dankbar, aber ich war und blieb wie zerfahmetert. Verlangen hatt' ich eigentlich nach nichts. Gesund werden und zu meinen Kameraden heraus — das war alles, was ich wünschen konnte. Nun haben Sie etwas in mir geweckt, ich ahne Großes und Schönes in der Welt, ich möchte leben, wirklich leben. Ich höre das Rauschen des Meeres in meinen Phantasien und möchte niederhauen, ich bin im Wald, und es trillert um mich her von tausend Jubelstimmen, eine Quelle macht die Begleitung dazu. Warme Sonne hüllt mich ganz ein. Und dann sehe ich ein paar Augen auf mich gerichtet, muß die meinen niederschlagen, und höre leisen Orgelton... Eine Schwester geht vorüber, es schnürt mir die Kehle zu, ich sah einen Heiligenschein über ihrem Haar. Nehmen Sie mein Geplauder nicht übel, ich bin nämlich noch sehr jung. Sonst weint ich nur mal im Jörn. Wie kam das nur neulich? War's Schwäche? Ich bin vielleicht sehr krank. Aber es ist schön, krank zu sein. Aus Ihrem Spiel klang Sehnsucht, und in mir weckte es Frieden. Wallüren trugen die toten Helben nach Wallhall. Es gibt Menschen, die höher stehen, als die anderen. Diese sind die Führer, niemand kennt sie. Das sind die Engel in dieser Welt voll Grauen und Haß. Mir war ein solcher Engel gnädig. Ich glaube, hat' ich Fieber. Vielleicht war's zwiefel für mich, aber ich mußte es Ihnen sagen, wie köstlich es war.“

Sie packten auf... Da kam an einem Nachmittag die verschleierte Frau wieder, war abermals so schnell fort, daß man nichts fragen konnte. Duftende rote Rosen steckten am Briefkasten, ein Briefchen lag darin. Diesmal nur wenige Zeilen.

„Morgen werde ich operiert. Einen Gruß noch vorher. Antwort werd' ich ja nie bekommen, und doch — wenn es sein könnte... Komme ich durch, so lasse ich von mir hören, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich ansäcken. O, der warme Sommer! Die Flut von Licht! Morgen muß es nun sein, und ich schreibe, sobald ich kann. Wenn ich nicht schreibe — — —“

So segne Sie Gott! Und wandeln Sie durch die Welt wie einer seiner Engel. Und denken Sie mein...“

Die Handschrift war unleserlicher als sonst. Nun war es Herbst. Die letzten Rosen. Die letzten Früchte. Erinnerung und Verheißung.

Wir saßen unter dem großen Apfelbaum. Dort hinter jenem Fenster schlummerte der Täusling dem Leben entgegen. Wir plauderten. Ich kannte den Inhalt der Briefe damals noch nicht, wußte nur, daß der Verwundete auf geheimnisvolle Weise ein paar ergreifende Briefe mit Wännen geschickt habe und dann verstimmt sei.

„Vielleicht ganz gut,“ sagte ich da. „An solcher Bekanntschaft aus der Ferne ist die Ferne manchmal das Beste. Eine Wolke von schönen Illusionen — vielleicht ganz gut so.“

Da schlug die Geigerin die Augen nieder und wurde sehr ernst. „Ach, nein,“ erwiderte sie leise. „Er schrieb ja, daß er operiert werde, und wenn es gut ginge, wollte er von sich hören lassen. Und nun —“

„Wie lange ist es her?“

„Drei Monate.“

„Der arme — — der glückliche Junge!“

Es wurde kühl unter den Bäumen. Der Herbstabend kam. Das junge Mädchen ging nach Hause, und auch wir brachen auf. Ein eigener Duft von Glück und Weh lag über dieser Welt, die unter Schicksalen jubelt wie eine von Meisterhand gestrichene Geige.

## Vermischtes.

\* Hindenburg fährt gute Vorgesetzte. Ein hübsches Hindenburgsgeschichten berichtet die in Rattow erscheinende Monatschrift „Oberschlesien“. Sahen da im Garten des ersten Gasthofes einer bedeutenden Stadt Oberschlesiens ein Geschäftsreisender mit einem Geschäftsfreunde und dessen bildhäßlicher Frau im Gespräche beisammen, als sich die Nachricht verbreitete, Hindenburg sei angelangt und nehme im Speisesaale des Gasthofes das Abendessen ein. Natürlich begab sich das Aleeblatt gleich hinein, und in der Tat bestätigten bratenträgende Ordonanzen, daß die Mitteilung ihre Richtigkeit habe; noch mehr: durch die halb offenkundige Tür des Speisesaales war der große Feldherr und sein Generalstab deutlich zu beobachten. Begeistert zog der Geschäftsreisende eine Ansichtskarte, die er als Muster in der Brieftasche führte, heraus und verglich das darauf gedruckte Bildnis des Reichers von Ostpreußen mit dem Original. Da blühte ein genialer Gedanke durch den Kopf der schönen Frau: „Da müßte Hindenburg seinen Namen drunter schreiben!“ plägte sie heraus. Eine vorübergehende Ordonanz hört das und ruft, der Generaloberst (das war Hindenburg damals noch) werde das sicher tun; sei er doch „ein sehr gute Vorgesetzte“. Zwei in der Nähe stehende Damen, die junge Tochter des Wirts und eine reiferen Alters, treten näher, und als die Ordonanz wiederlebet und den Bratenteller auf den Anrichtisch an der Theke stellend, herüberruft: „Also, Madam, wo soll sich der Herr Ge-“

neraloberst Erzellenz hinführen auf Ihrer Karte?", da legen die drei oberbayerischen Grafen trotz des Einspruches der anwesenden Herren, drei Karten auf den Teller, mit dem sich die Debonnanz nach der Mitte der Tafel begibt. Durch den Spalt der geöffneten Flügel für schauen ihm die am Eingange zurückgebliebenen mit begrifflicher Spannung nach. Wahrhaftig, der Musikleiter legt dem Generalobersten den Teller vor und spricht zu ihm; wahrhaftig, der berühmteste Mann der Gegenwart läßt sich das Schreibezeug reichen und unterzeichnet die Karten! O Wonne! Die Debonnanz kommt zurück und händigt die nunmehr die eigenhändige Aufschrift, von Hindenburg, Generaloberst, K., den 21. September 1914" tragenden Karten den drei Wittstellersinnen aus mit den Worten: „Ich habe Erzellenz gebeten, die drei Karten zu unterschreiben, und gesagt, es ist für drei junge Damen, wo eine überhaupt sehr schön ist.“ Die Debonnanz erhält drei große Silberstücke von den drei glücklich Beschenkten. „Aber Erzellenz hat gesagt“, bemerkt jetzt der Soldat, „daß er nicht mehr Unterschriften geben wird, auch nicht, wo die Damen sehr schön sind.“ „Aber schadet nichts“, fügt er beschwichtigend hinzu, „ist Hindenburg wirklich sehr gute Vorbesitzer.“

Ein Ultimatum von 1420. Das Ultimatum, das heute bei uns eine so wichtige ausschlaggebende Rolle spielt, ist keine moderne Erfindung. Das beweist eine sehr merkwürdige Verfügung des Herrn von Chantilly, Jean de Fayel, an die Bewohner von Senlis vom 9. November 1420, die durchaus den Charakter unserer Ultimatums trägt. Der Grund, der diese scharfe Maßregel herbeiführte, war folgender: Jean de Fayel hatte (es war in der Zeit der Zwistigkeit zwischen den Burgundern und den Amagnaken) die Sache des Dauphin unterstützt und forderte die Bewohner von Senlis zu gleichem Tun auf. Diese folgten bereitwillig dem Wunsche ihres Herrn, ja, sie taten noch ein Uebriges, indem sie es auf sich nahmen, auch für seine Verproviantierung zu sorgen. Eines Tages nun wurde eine für Chantilly bestimmte Sendung von der burgundischen Besatzung verrats ausgeplündert. Aber Jean de Fayel machte „Ne von Senlis“ für das Geschehene verantwortlich und forderte Schadenerlag. Als die Bewohner von Senlis verfluchten, ihre Unschuld an der Tat zu beweisen, richtete Fayel ein richtiges Ultimatum an sie, das folgendermaßen schloß: „Falls Streit oder Krieg zwischen Euch und mir entstände, so wäre das zu Eurem Schaden und nicht zu dem meinen. Da unsere Forderungen, daß wir nie Krieg gegen einander beginnen, ohne es zwei volle Tage vorher wissen zu lassen, teile ich Euch mit, daß ich, falls ich nicht vollen Schadenerlag für alles das erhalte, was die von Verro ge'ohlen und geraubt haben, ich Euch, wenn der Dienstag kaum verfliehen, mit der ganzen, mir zur Verfügung stehenden Macht bedrücken werde. Dies bezeuge mein Siegel, das am heutigen Sonnabend, dem 9. Tage des November vierzehnhundertzwanzig angebracht wurde.“ Am 11. November beschloßen die Bewohner von Senlis, die Sache durch einen freundschaftlichen Brief an den gestrengen Herrn gütlich beizulegen.

Die „Soldatenlotte“. Diesen Namen hatte die Frau, die ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf von echter Perleberger Glanznische fand, sich nicht nur durch ihre Teilnahme an den drei Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71 erworben, die sie als Marktfenderin mitgemacht hatte, sondern auch durch ihren wahrhaft kameradschaftlichen Verkehr mit allen, was „zweites Tuch“ trug. Sie selbst trug eine Soldatenmütze, und an einem Militärgrütel ihren Kasten, in dem sie ihren kleinen Warenvorrat mit sich herumschleppte. Dazu war ihre Jacke mit den drei Kriegsdienstnützen geschmückt. Alle Soldaten nannte sie „Kameraden“ und beachte sie mit einem vertraulichen „Du“, ganz gleich, ob's gemeine Soldaten und Schulzeute, Offiziere oder Polizeileutnants waren, doch machte sie insofern einen Unterschied, als sie bei höheren Chargen wohl in diese vertrauliche Anrede ein „Herr Kamerad“ einfließen ließ. „Mein Vengelschen“ oder „Vengelschen“ aber nannte sie die Privatisten durchweg, ganz gleich, ob die so Angesprochenen alte ehrwürdige Herren oder junge Tachse waren. Wolte sich jemand gegen solche Vertraulichkeiten auflehnen, so konnte die Alte „eklig“ werden. „Ach, wat! Ich bin die alte Soldatenlotte. Der Kaiser hat mir diese Medaillen verliehen! Det kann sobald keener von euch sagen!“ Und dann ging es in langem Wortschwall weiter. Sie zählte alle Schlachten auf, die sie „mitgemacht“. Ganz besonders böse aber wurde sie, wenn ein alter Kunde sie verleugnen wollte und abwehrte: „Wat, Vengelschen, du willst von die treue, alte Soldatenlotte nicht wissen? Hut Teufel!“ In Kasernen, wo sie ihre Wäsche verkaufen durfte, war sie gern gesehen, denn die alte „Soldatenlotte“ machte und vertrieb auch derbe Soldatenspäße. Wenn sie kam, gab's immer etwas zum Lachen. Im Jahre 1892 ist sie gestorben.

Der Hase im Kriege. Meister Lampe, dem die Jäger jetzt wieder den Krieg erklären dürfen, ist auch zum münnermordenden Krieg in mancherlei Beziehung gebracht worden. Als Sinnbild der Furcht und Angst war er den Soldaten eine süße Vorbedeutung. Wenn kurz vor der Schlacht einer marschierenden Truppe ein Hase in den Weg lief, womöglich noch auf die Truppen zu, dann war das Unglück fertig! Bei einer solchen Begegnung mit einem Hasen muß sich früher eine Art Massensuggestion der Soldaten, die an den Unglücksbringer glaubten, bemächtigt haben,

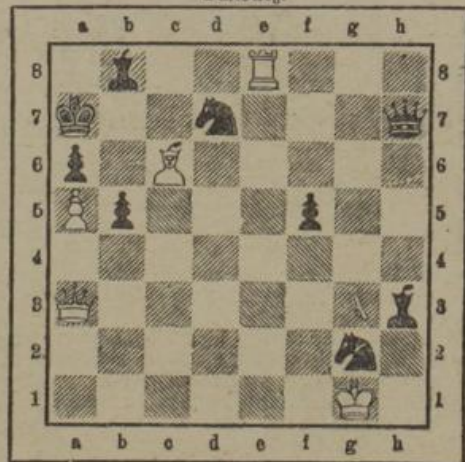
denn es ist historisch erwiesen, daß allein dadurch Schlachten verloren gingen. Als im Jahre 1289 die Grafen von Dolstein gegen die Dalmatenschen zu Felde zogen, lief ein Hase direkt auf die Hofscheiner zu, sie verloren dadurch den Mut und ergriffen gleich dem Tier das „Hakenpanter“. Als im Jahre 1601 Fürst Sigmund von Siebenbürgen zur Schlacht gegen die Kaiserlichen rüstete, sprangen im Lager der Siebenbürgen viele Hasen auf, ein sicheres Zeichen, daß sie geschlagen würden, wie es denn auch prompt geschah. Der allgemeine Aberglaube an den unglückbringenden Vöfelmann ging sogar so weit, daß die bleberer Schwaben beim Angriff den Feinden Schilde entgegen hielten, auf denen ein laufender Hase dargestellt war, hier sollte also schon das Bild des armen Schelmen entnützend wirken. Deutzutage hat der unschuldige Hase diesen Schrecken längst verloren, wenn auch noch tief im Volke der Glaube wurzelt, daß es nicht gut sei, wenn einem ein „Hase über den Weg läuft“. Unsere braven Feldfrauen in Ost und West kennen die süße Vorbedeutung Lampes nicht mehr. Im Gegenteil, sie freuen sich immer, wenn ein Hase auf dem Gefechtsfelde erscheint, er ist ihnen kein Unglücksprophet, sondern die sichere Hoffnung auf einen willkommenen Braten.

**Büchertisch.**

— Unser Emmich. Ein Lebensbild von Wilhelm Georg. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 1 Mark. — Solange die Eroberung Vitißchs als eine der glänzendsten Waffentaten in diesem Weltkriege genannt werden wird, so lange wird auch Emmichs Name der Nachwelt unvergesslich bleiben. Seiner Tatkraft, seinem persönlichen Mut verdankt das deutsche Volk diesen überraschenden Erfolg, der nach der dumpfen Gewitterschwüle der ersten Kriegstage befreiend und zugleich verheißungsvoll wirkte. Emmichs Mitwirkung auf den gallischen Schlachtfeldern, wo er unter den Augen des obersten Kriegsherrn neuen Lorbeer erntete, wird in weiten Kreisen den Wunsch erwecken, ein getreues Lebensbild dieses populären Heerführers zu besitzen. Das vorliegende, hübsch ausgestattete und mit vielen Abbildungen geschmückte Buch, aus der Feder eines hannoverschen, mit den Verhältnissen im langjährigen Wirkungskreise Emmichs genau vertrauten Schriftstellers, kann naturgemäß auf Wahrheit und Gründlichkeit Anspruch machen.

— Zu Friedrich Heine's 50. Geburtstag läßt „Bühne und Welt“, Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben (Verlag von „Bühne und Welt“, G. m. b. H., Hamburg), ein Heine-Sonderheft erscheinen. Dieses Heft ist, was kritische Gründlichkeit und Sachlichkeit betrifft, auch literarisch als eine weitaus vom üblichen Festtagspathos liegende Erscheinung zu bezeichnen. Wir können diese Schrift, in der die besten Kenner des Dichters und durchaus Persönlichkeiten von Namen zur Charakterisierung des Dichters und zum Verständnis unserer geistigen Fragen beitragen, jedem Freunde des deutschen Schrifttums nur empfehlen. Neben Lebenserinnerungen Heine's enthält das Heft Beiträge von Frh. v. Hinz, Prof. Werner Deetjen, Dr. Arthur Dinter, Egbert von Franzenberg, Alex. von Gleichen-Hinswurm, Ernst Adolf Dreiner, Prof. Ed. Hensch, Wilhelm Kiefer, Richard von Krahl, Ludwig Lorenz, Prof. Karl Muth, Prof. Arthur Prüfer, Heinrich Vierordt, Alb. Walte Wagner, Dr. Georg Wehrung, Hans Paul Freyherr von Wolzogen.

**Schach-Aufgabe.**  
Schwarz.



Weiß.  
Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Flügel, Lüge.